

Bald möcht' ich die Welt durchflieg'n, ohne zu rasten,  
 Bald is mir der Weg z'weit vom Tisch bis zum Kasten,  
 Bald lad' ich mir Gäst' a paar Duzend ins Haus,  
 Und wie s' da find, so werfet ich s' gern alle 'naus.  
 Bald ekelt mich 's Leben an, das Grab nur mir g'fällt,  
 Gleich darauf möcht' ich werd'n über tausend Jahr' alt,  
 Bald ärg're ich mich d'rüber, das' Frauenzimmer gibt,  
 Gleich d'rauf möcht' ich, das' alle in mich wär'n verliebt.  
 Meiner Seel, 's is a fürchterlich's G'fühl,  
 Wenn man selber nicht weiß, was man will.

Aha, würden die Leute sagen, schmunzelnd und schon bei den vierzehn Anzügen, theils licht und theils dunkel, nach dem jungen Dichter im Parfette sehend, den sie mit seinen erotischen Hemden und unglaublichen Cravaten gern necken. Aha, das geht auf unsere „Zungen“! Nach der zweiten Strophe würden die Aerzte loben, wie genau da „die männliche Hysterie der Gegenwart“ geschildert wird, das Unstete und Launische der Neuraastheniker. Sollte das Stück nicht am Ende von Nordau sein? Fängt der Blasierte dann an, über sein „ödes, abgeschmacktes Leben“ mit den „faden Alltagsgenüssen“ zu klagen, nach Abenteuern lechzend, und ruft er aus: „Für mich ist also keine Hoffnung auf Aufriegelung, auf Impuls“, so könnte es keinen Zweifel mehr geben, wer gemeint ist. Ja, bei dem: „Wenn einem kleinen Buben nix fehlt und er is grantig, so gibt man ihm a paar Pracker und 's is gut — vielleicht helfet das bei mir auch“, würde es gewiss an einer stürmischen Demonstration nicht fehlen, an einer moralischen Züchtigung, wie die Zeitungen schreiben würden, die sich diese „Decadenten“ und „Sensitiven“ im Oriensteidl wohl merken werden. Käme dann aber gar noch die Stelle:

„Wixer: Du mußt Dich zerstreuen.

Lips: Das is leicht g'sagt, aber mit was?

Wixer: Wir begleiten dich, geh auf Reisen.

Lips: Um zu sehen, das' es überall gleich fad is.

Stifler: Nein, er meint Naturgenuss, Alpen, Vulcane, Katarakte . . . .

Lips: Sag mir ein Land, wo ich was Neues sehe, wo der Wasserfall einen andern Brauser, der Waldbach einen andern Murrler, die Wiesenquelle einen andern Schlängler hat, als ich schon hundertmal gesehen und gehört habe. Führ mich auf einen Gletscher mit schwarzem Schnee und glühenden Eiszapfen . . . Segeln wir in einen Welttheil, wo das Waldesgrün lilafarb, wo die Morgenröthe paperlgrün is . . . Laßt mich aus, die Natur kränfelt auch an einer unerträglichen „Stereotypität“ —“

da würden wir selbst, auf die es geht, die Betroffenen selber, zugeben müssen: ja, das ist echt; der Mann kennt uns! Solche Anwendungen haben wir oft gespürt, so sind wir in jener Zeit der Sensationen gewesen, ärgerlich über die immer gleiche Natur, unzufrieden mit der einfachen Schönheit der Dinge, nach besonderen Farben, unerhörten Tönen, nie verkosteten Gefühlen lechzend, edlere Blumen träumend, wildere Gerüche suchend, unerfättlich. So hat es unsere Maler gelüftet, mit rothen Bäumen, violetten Monden eine elegantere Welt zu beschwören. So sind unsere Musiker begierig, neue Dissonanzen zu erlauschen, der alten Harmonien müde. Und wir hätten die Citate auf der Zunge, aus Huysmans und Oscar Wilde, um die Ansichten des Herrn von Lips zu bestätigen. Ja, müßten wir gestehen: was er da zu seinen Freunden sagt, ist genau dieselbe Theorie der Decadence wie in A Rebours; nur das' es halt auf wienerisch etwas gemüthlicher klingt.

In vielen Stücken von Nestroy lassen sich solche Stellen finden, die unserer Gegenwart abgelauscht sein könnten. Leicht wäre es, aus ihnen die lustigsten Satiren auf die heutigen Menschen zu ziehen. Freilich müßte man ihnen allerhand abnehmen, das heute nicht mehr wirkt, und sie in unsere Zustände bringen. Ihren lebendigen Gehalt bewahrend, sollten wir ihnen die alten Formen abstreifen, dann wären sie unwiderstehlich. Aber dazu müßten wir ja freilich Dramaturgen haben.

Hermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Die eiserne Hand des Grafen Badeni heißt Pawlath. Diese eiserne Hand ist aber nur ein altes Erbsstück aus dem Ministerium Windischgrätz und wird — ich fürchte sehr — allzubald zum alten Eisen wandern.

Wenn nicht zufällig ich diese Notizen schriebe, so würde ich mir wünschen, das' der Staatsanwalt Herr v. Pawlath sie schriebe. Denn, alle Achtung vor mir selbst! Es gelingt mir vielleicht hie und da, eine der zahlreichen Schwächen unserer jeweiligen Minister zu ahnen. Aber der Staatsanwalt weiß sie viel genauer und offenbar aus der besten Quelle. Das ist eine Thatsache, die ich zwar nicht direct beweisen, wohl aber durch einige „Illustrationsfacten“ glaublich machen kann.

Solange Fürst Windischgrätz regierte, war es bei Strafe der Confiscation verboten, irgendwie die Verstandeskraft des Ministerpräsidenten zu bezweifeln. Als ich z. B. damals einmal mir erlaubte, in zarter Weise anzudeuten, das' ich nicht ganz sicher sei, ob dem Fürsten Windischgrätz der staatsrechtliche Unterschied zwischen dem Statthalter von Böhmen und dem lieben Herrgott geläufig sei, wurden wir sofort confisciert. Unter dem Grafen Badeni ist das anders geworden. Der Staatsanwalt sieht, wie sein bisheriges Verhalten gegenüber der „Zeit“ zeigt, jetzt nicht mehr so sehr darauf, das' die Verstandeskraft des Ministerpräsidenten, als vielmehr, das' sein Ehrgefühl gegen Angriffe geschützt werde. Und von der traditionellen Weisheit der österreichischen Presspolizei wird doch sicherlich niemand annehmen, das' sie ihre Kraft ohne Noth verschwende.

Von wem der Staatsanwalt jeweils über die schwachen Stellen der regierenden Minister so vortrefflich informiert wird? Ich vermute, von den Ministern selbst. Vor seinem Kammerdiener ist Niemand ein großer Held, und vor seinem Staatsanwalt ist kein Minister ohne Makel. Ein Mann, der kein Haar mehr auf dem Kopf hat, mag vor aller Welt im reichsten Lockenschmuck prangen, nur vor seinem Kammerdiener nicht; denn dieser muß ihm die Perücke aufsetzen. Ein Minister mag den Ehrgeiz haben, vor der Doffentlichkeit als untadelig zu gelten, gerade darum muß er den Staatsanwalt rechtzeitig auf seine geheimen Defecte aufmerksam machen. Und man kann gewissenhafter Weise nicht behaupten, das' irgend ein österreichischer Minister bisher es unterlassen hätte, diese Pflicht zu erfüllen.

Diesem Stratagem der hohen Presspolizei bin ich schon oft zum Opfer gefallen. Aber niemals schmerzlicher als in der letzten Woche. Ich hatte nämlich die Rede des Justizministers Grafen Gleispach gelesen, in welcher die edle Zusicherung gegeben wird, „das' die Regierung gesonnen ist, der freien Meinungsäußerung möglichst geringe Grenzen zu ziehen und nur da ein Einschreiten für geboten erachtet, wo die staatlichen Grundlagen, die Begriffe der Religion, die Begriffe des öffentlichen und privaten Rechts, die Armee und die höchsten Staatsfactoren in ungesetzlicher Weise besprochen werden.“ Nun ist doch Graf Badeni weder eine staatliche Grundlage noch ein Begriff der Religion, des öffentlichen oder privaten Rechts, noch die Armee, noch der „höchste Staatsfactor“. Also dachte ich, das' bezüglich des Grafen Badeni „der freien Meinungsäußerung keine Grenzen gesetzt“ sind, ich hielt den Grafen Badeni ernstlich für unverwundbar, und, um den Völkern Oesterreichs die Vortrefflichkeit ihres Ministerpräsidenten zu veranschaulichen, wagte ich letzte Woche, im Vertrauen auf Graf Gleispachs Wort, den Achilles Badeni an seiner Ferse zu kitzeln. Da bekam ich aber vom Staatsanwalt einen Klaps; an die Unverwundbarkeit österreichischer Minister werde ich nie mehr glauben.

Schulbeispiel einer Antithese: Ein Mann — ein Wort; ein Minister — ein Wortbruch.

Das' Graf Badeni der antisemitischen Partei sympathisch gegenübersteht, ist nicht zu verwundern. Denn, was der übrigens gerichtlich unbescholtene Abg. Schneider mit Stampiglien und Stimmzetteln, macht Graf Badeni mit galizischen Wahlen und Communiqués. Und gleich und gleich gesellt sich gern.

Graf Badeni hat sich nach kaum siebenmonatlicher ministerieller Thätigkeit bereits in der Doffentlichkeit jene Achtung errungen, welcher sein Landsmann Herr v. Madeyski erst nach anderthalbjähriger Ministerchaft anheimfiel.

Graf Badeni hat bei Besprechung der blutigen Vorfälle in Dörfel die dortigen Behörden in überaus geschickter Art vertheidigt. Sein Gedankengang war: Durch die Aussperrung aus der Fabrik waren die Arbeiter sehr aufgeregt. Es waren Excesse zu befürchten. Die Behörde ergriff daher Präventiv-Maßregeln, indem sie alle Arbeiter-Versammlungen verbot. Die weiße Behörde sei gelobt! Nach demselben Schema ließe sich auch im Privatleben manches „peinliche Ereignis“, wie Graf Badeni es im Falle Dörfel nennt, behandeln. Nur ein Beispiel für viele: Ein Ehemann verweigert seiner Frau die Badereise. Es ist zu befürchten, das' die Frau darüber böse wird. Was thun? Nach dem Dörfeler Vorbild des Grafen Badeni ergreift der Mann „Präventiv-Maßregeln“, indem er seiner Frau verbietet, sich ein neues Sommerkleid zu kaufen. Es ist sicher, das' dann der häusliche Friede hergestellt sein wird, so sicher als es der Behörde in Dörfel durch ihre analoge Taktik glücklich gelungen ist, die ausgesperrten Arbeiter zu beruhigen.

Zum Beweise das' die Behörden unparteiisch vorgehen, erzählt Graf Badeni in seiner Dörfel-Rede hochbeglückt, das' sich nicht nur die Arbeiter, sondern auch die Unternehmer über die Behörden beklagen. Wenn man es schon nicht allen recht thun kann, so kann man es doch wenigstens allen unrecht thun, und dann hat keiner Grund, auf den anderen eifersüchtig zu sein. Das ist die Badenische Staatsweisheit.

In der Debatte über die Millenniumsfeier warf Dr. Lueger dem Unterrichtsminister Herrn Dr. v. Gautsch vor, das' dessen Sohn im Theresianum eine Rede für die Millenniumsfeier gehalten habe, die ihm wahrscheinlich von seinem Vater concipiert worden sei. Vater Gautsch rächte sich, indem er mit einer Rede erwiderte, die ihm ganz gut von seinem Sohn, dem Gymnasiasten, concipiert worden sein könnte.